Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 23

Artikel: Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]
Autor: Vogel, Bodo M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644474

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztin von Bodo M. Vogel

Fortsetzung 5

Natürlich Zufall oder Täuschung, ja, wahrscheinlich Täuschung und Einbildung. Als Professor Krusius vorhin lächelte, hatte sie ein anderes Lächeln vor sich gesehen. Das Lächeln des entlassenen Gefangenen, das Lächeln von Herbert Medow. Es fiel ihr ein, daß sie schon damals, als sie das Bild in Händen hatte, eine gewisse Ähnlichkeit feststellen konnte. Konnte alles Täuschung und bloße Einbildung sein?

Thea hielt es für Unsinn, weiter über dieses Rätsel nachzudenken. Wenn eine Ähnlichkeit zwischen Professor Krusius und Herbert Medow bestand, so war das eben eine jener zufälligen Ähnlichkeiten, die öfters im Leben vorkamen und zwischen denen nicht der geringste Zusammenhang bestand.

Sie ging zurück in den Krankenraum, um der Schwester Anweisungen des Professors zu geben. Marie Ulrich versuchte, eine illustrierte Zeitung zu lesen, aber es ging über ihre Kräfte. Es war ergreifend zu sehen, wie sie das Blatt dicht vor die Augen hielt und scheinbar doch nicht imstande war, ein ganzseitiges Bild zu erkennen. Thea und die Schwester nahmen ihr die Zeitung ab.

„Sie dürfen Ihre Augen nicht überanstrengen", sagte die Schwester. „Haben Sie denn lesen können?"

Das Mädel schüttelte traurig den Kopf.

„Fast gar nichts kann ich sehen — nur einen grauen Schimmer", sagte Marie kläglich. „Blind, so gut wie blind bin ich —"

Thea nahm einen Stuhl und setzte sich.

„Aber nur bis nächsten Dienstag", sagte sie. „Dann können Sie wieder sehen — — —"

„Dienstag? — — — Dann ist also Dienstag die Operation?" meinte sie atemlos.

„Dienstag früh um neun Uhr dreißig", erzählte ihr Thea. „Und Professor Krusius nimmt die Operation selbst vor. Sie können sich glücklich schätzen, kein reiches Mädel zu sein. Dann hätte es bestimmt ein paar tausend Mark gekostet. Und er macht die Operation ganz umsonst und ebenso gut."

Ein Schauer ging über den Körper des Mädchens.

„Ich möchte wissen, wie das sein wird, — — welches Gefühl man hat", sagte sie. „Sind Sie auch dabei, Fräulein Doktor?"

„Natürlich", antwortete Thea. „Ich und die Schwester, meine Kollegin Dr. Runge — wir alle sind da und immer um Sie besorgt"

„Wie verlaufen solche Operationen sonst?"

„Günstig. Professor Krusius ist Spezialist in Gehirnoperationen."

„So — — und wie wird das gemacht?"

„Das werde ich Ihnen einmal später erklären", lautete Theas ausweichende Antwort. Und sie fügte hinzu. „Sie dürfen jetzt an nichts mehr denken und müssen ganz ruhig sein."

Die Kranke nickte und bald hatte ihr Thea den letzten Rest von Angst und Befürchtungen endgültig ausgeredet.

Ein schlimmer Tag war indessen der Tag vor der Operation. Der Friseur war gekommen und man bereitete die Kranke schonend auf die Notwendigkeit vor, ihre schönen braunen Locken zu opfern. Für Marie Ulrich war das ein schwerer Schlag, aber Thea und die Schwestern taten ihr Bestes, um sie mit freundlichen Worten zu trösten. Für eine Kopfoperation sei ganz natürlich die Entfernung der Haare nötig. Sie würden ja auch bald wieder nachwachsen, sie würden noch schöner werden, und überhaupt würde die ganze Prozedur nur dazu beitragen, Marie später noch hübscher und für ihren Verlobten liebenswerter zu machen. So sprach Dr. Thea Hansen, aber es schnitt ihr ins Herz, den nackten kahlen Kopf des armen Mädchens zu sehen, der nun bald dem Messer des Chirurgen anheimfiel. Marie selber bekam sich nicht zu sehen, um ihren Kopf wurde gleich ein Verband gelegt.

Immerhin hatte die Kranke Zeit gefunden, sich einen Augenblick den Kopf zu betasten. Sie zog die Hand wie vor etwas Entsetzlichem zurück. Dieser Augenblick war eine grausige Tragödie für sie. Sie erklärte weinend, daß sie nun häßlich sei, daß ihr Verlobter sie verabscheuen würde, wenn er sie sähe. Thea lachte sie aus, und jeder suchte ihr eine Entschuldigung vorzutragen. Schließlich gelang es, die Patientin wieder zu beruhigen.

Es war wichtig, die Kranke bei guter Stimmung zu halten, aber die Familie war unterrichtet, daß es sehr ernst stand. Das Leben eines Menschen hing ab von dem Wissen, der Geschicklichkeit und der Kaltblütigkeit eines anderen Menschen, und jeder wußte, daß dieser andere, Professor Krusius, schon in vielen Fällen wahre Wunder vollbracht hatte.

Maries Angehörige hatten die Erlaubnis bekommen, die Kranke gegen Abend noch einmal zu sehen. Vater Ulrich und Mutter Ulrich kamen und ein dunkelhaariger, breitschultriger junger Mann, Hermann Wendler, Werkmeister, der viel aufgeregter war, als die Eltern.

Hermann Wendler ging als letzter fort und draußen auf dem Korridor, als Thea gerade vorüberging, blieb er stehen und redete sie an. Sein Gesicht sah sehr finster aus und seine Mundwinkel zuckten. Er hatte sich bei seiner Firma Urlaub genommen und war gekommen, um Marie noch einmal zu sehen, vielleicht das letztemal, er habe sie sehr lieb, er werde verrückt, wenn die Qual noch lange dauerte — er redete alles mögliche durcheinander und Thea sah wieder einmal, wie schwer der Beruf des Arztes war.

„Sie brauchen mich nicht zu belügen, Fräulein Doktor", sagte er dumpf. „Ich weiß Bescheid. Sagen Sie ruhig die Wahrheit. Ich bin ein Mann."

Thea sah ihn fest an.

„Es ist ernst, aber keineswegs hoffnungslos", erwiderte sie ruhig. „Die Operation verläuft bestimmt glücklich. Fraglich ist nur, ob die Nachbehandlung keine Komplikationen bringt. Das kann niemand voraussehen. Ihre Verlobte ist gesund und will leben! Darum glaube ich, daß mit Überraschungen nicht zu rechnen sein wird. Das ist, lieber Herr Wendler, nicht allein meine Meinung, sondern die von Professor Krusius. Sie können sich darauf verlassen, daß ich die Wahrheit sage."

Der junge Mann suchte verzweifelt nach seinem Taschentuch, um die Tränen fortzuwischen, die er an den Augenlidern verspürte.

„Marie ist ja so tapfer", fuhr er fort, „und erst vorhin, als ich ihr zum letzten Male einen Kuß gegeben habe, und die Schwester gesagt hat, ich müßte nun auch fortgehen, da habe ich

gemerkt, wie lieb ich Marie habe. Und — — wie trostlos das Leben ohne sie sein müßte. Bitte, Fräulein Doktor, sagen Sie das dem Herrn Professor. Und wenn er sie operiert — er soll auch an ihre Eltern denken. Bestellen Sie ihm das. Wollen Sie es tun?"

Er war wie ein Junge, und die hellen Tränen liefen ihm über das Gesicht. Und das waren keine Tränen, deren sich einer zu schämen brauchte, und das dachte er wohl selbst. Oder merkte er es gar nicht, so bewegt war er.

Thea reichte ihm die Hand.

„Herr Professor Krusius weiß das alles, Herr Wendler", sagte sie, „und ich bin überzeugt, daß er daran denkt."

Er wollte gehen, blieb aber dann noch einmal stehen.

„Morgen früh um halb zehn also, nicht wahr?"

„Ja — — — Aber erst gegen Mittag können wir Ihnen etwas Bestimmtes sagen."

„Ich habe Zeit", schloß er. „Um halb zehn sind wir alle drei da und warten, bis es soweit ist — — —"

Am späten Abend kam Professor Krusius noch einmal. Er erkundigte sich nach Marie Ulrichs Befinden, fragte Thea, ob die Diät richtig eingehalten sei und überzeugte sich im übrigen, ob keine anderweitigen Komplikationen zu befürchten waren. Die Untersuchung war zufriedenstellend. Bevor er ging, streichelte er der Kranken die Hand und sagte ihr in väterlichem Ton:

„Und nun ganz brav sein, liebes Kind. Hoffnungsfroh in die Zukunft geblickt. Ich nehme nachher Ihre Röntgenaufnahme mit und prüfe sie zu Hause, damit ich morgen ganz genau Bescheid weiß. Also, keine Angst und hübsch geschlafen, nicht wahr?"

„Ich will es versuchen, Herr Professor — — Und vielen, vielen Dank", flüsterte sie matt.

Als die Lampe an Maries Bett abgeblendet wurde, schloß sie die Augen. Sie versuchte, wie ein gehorsames Kind zu schlafen, aber es war schwer zu schlafen, wenn man an das Morgen dachte.

Papa und Mama und der gute Hermann — wie rührend besorgt sie gewesen waren. Und wie tapfer. Sie hatte sie ja nicht sehen können, bloß hören und fühlen, als sie sie zum Abschied geküßt hatten. Papa hatte gezittert und es war sonderbar, sich das vorzustellen. Papa war sonst stark, und niemand hatte ihn jemals so gesehen. Mama hatte geweint, und auf Hermanns Wangen hatte sie Tränen verspürt, als er sie küßte.

Sie waren liebe, gute Menschen, und sie alle brauchten sie. Nein, sie durfte nicht sterben.

Sie fing an, still in sich hineinzuweinen, und dann versiegten die Tränen. Man hatte ja gesagt, sie dürfe sich nicht aufregen und nicht weinen. Sie mußte auch weiter tapfer sein und brav.

Ihre Hände preßten sich zusammen und ihre Lippen flüsterten ein Gebet. Und mitten im inbrünstigen Bitten kam der Schlaf über sie.

Fünftes Kapitel.

Um halb neun Uhr am nächsten Morgen. Im Krankensaal war es noch ganz ruhig, aber im chirurgischen Operationssaal herrschte schon reges Leben.

Die im Halbkreis umlaufenden Bänke waren besetzt. Eine gewisse Anzahl von Studenten war zu der Operation zugelassen. Es war stets ein besonderer Vorzug, Professor Krusius bei der Operation eines schweren Falles zu sehen.

Die Patientin hatte den Krankensaal auf dem Wagen verlassen und war nun im Narkoseraum.

Thea Hansen stand im Korridor und sprach leise und eindringlich auf ihre Kollegin Dr. Ilse Runge ein. Diese war gleichzeitig mit Thea in die chirurgische Abteilung versetzt worden, aber Ilses Zeit war in einigen Wochen um, und dann schied sie für immer aus ihrem ärztlichen Beruf, und wollte ihren Großkaufmann heiraten. Sie hatte sich nie von ganzem Herzen zu ihrer Tätigkeit hingezogen gefühlt, und mit Schrecken dachte sie an die bevorstehende Operation, bei der sie, wenn auch in ganz unbedeutender Rolle, als Assistentin teilnehmen sollte. Thea erinnerte sich an die Szenen, die früher bei ihrer Kameradin, als sie noch Studentinnen waren, jedem Besuch in der Anatomie und später in den Kliniken vorausgegangen waren, und so schien es auch jetzt wieder zu sein.

„Ich weiß nicht, Hansen", sagte Ilse, „ob ich nicht die Oberschwester bitte, daß eine Schwester meine Vertretung übernimmt. Ich kann den Anblick nicht ertragen.

Thea faßte sie am Arm.

„Schäme dich, Runge", meinte sie empört, „was hast du bloß für eine Auffassung von unserem Beruf!"

„Ich tauge nicht dafür", meinte Ilse Runge kläglich. „In der allgemeinen Abteilung ging es ja noch, aber das heute geht über meine Nerven. Ich bin froh, daß bald alles vorüber ist und ich keine Klinik mehr sehe."

„Heute bist du jedenfalls noch im Dienst", rief Thea und zog ihre Kollegin mit sich fort. „Feigheit ist mir etwas ganz Widerwärtiges und ich dulde einfach nicht, daß du dich drückst."

Sie half Ilse beim Anlegen der Operationsmaske und ließ dabei die Uhr nicht aus den Augen. Nebenan im Betäubungsraum hörte man ein Geräusch, man vernahm das leise Knirschen der Wagenräder — es war also so weit.

Man brachte die Patientin in den Operationsraum. Professor Krusius, sein erster Assistent, Professor Dr. Merk und einige weitere Ärzte waren schon da. Thea und Ilse gingen hinein und schlossen sich ihnen an. Dann kamen die Schwestern.

Der ganze Raum war in Weiß, die Wände, die Decke waren weiß, sogar die Bänke der Studenten glänzten in hellstem Weiß, Aerzte und Aerztinnen, Schwestern weiß von Kopf bis Fuß.

Professor Krusius, nur an seiner markanten Figur erkennbar, stand im Mittelpunkt unter den Lampen. Der Wagen mit der Patientin fuhr bis zu ihm. Thea, die etwas im Hintergrund stand, behielt ihre Kollegin Ilse im Auge.

Von der Galerie kam die Stimme eines Dozenten, der den Studierenden den Fall erklärte, die einzelnen Krankheitssymptome schilderte, die Diagnose und dann kurz auf die bevorstehende Operation einging.

Professor Krusius sprach kein Wort, er sah noch nicht einmal auf. Seine Augen ruhten auf der Patientin. Der Arzt, der die Einschläferung vorgenommen hatte, flüsterte ihm etwas ins Ohr, die Operation begann.

Ilse Runge bekam auf einmal ein würgendes Gefühl in die Kehle, sie verspürte ein Zittern an den Knien, und sie machte eine Bewegung zur Seite, aber schon sah Thea sie an.

Wie Ilse Runge später erzählte, hatte dieser eine Blick sie vor der Ohnmacht bewahrt und die Spannung hatte nachgelassen. Ilse war keine Chirurgennatur, aber sie war stolz, durchgehalten zu haben.

Die Zeit verging — eine Stunde und fast noch die zweite. Thea, die Professor Krusius wie die anderen Handreichungen machte, bewunderte seine eiserne Ruhe. Noch nicht einmal seine Augenlider zuckten. Ein Fehlgriff um Haaresbreite, und es wäre um das Leben der Patientin geschehen gewesen. Nur hin und wieder sah er kurz auf und murmelte den Assistenten seine Anweisungen zu.

Kurz vor halb zwölf Uhr brachten sie den Wagen mit der Kranken wieder fort. Professor Krusius ging einige Schritte zurück und sah sich um. Thea bemerkte, wie seine Augen über der weißen Maske müde waren.

„Eine vollständige Gesundung dürfte nicht mehr in Zweifel gezogen werden, falls die Nachbehandlung entsprechend erfolgt. Und dafür sorgen Sie ja, Kollegin Hansen. Die Operation ist erfolgreich verlaufen."

So sprach Professor Krusius. Er ging in den Desinfektionsraum, um sich umzukleiden, denn es kam noch eine zweite Operation an die Reihe, die weniger schwierig war und keine ungewöhnliche Konzentration erforderte.

Fortsetzung folgt.